

# Die verborgene Weinweltstadt

Porsche, Daimler, Bosch: Damit verbinden die meisten Menschen Stuttgart – nicht aber mit Aldinger, Schnaitmann oder Wöhrwag. Dabei machen diese Spitzenwinzer mindestens ebenso sehr die Seele der Stadt aus. *Von Daniel Deckers*

Stuttgart – das klingt nach „Wir können alles außer Hochdeutsch“. Gut, der Neubau des Hauptbahnhofs der baden-württembergischen Landeshauptstadt ist mittlerweile zu einem milliardensteuerten Sinnbild architektonischer Hybris und planerischen Unvermögens geworden. Ehe die Zulaufstrecken aus Nord und Süd, West und Ost in dem ausgeweiteten Kopfbahnhof enden, hat der Reisende immerhin schon ein passantes gesehen, was das Herz dieser Stadt ausmacht: Zufenhäuser, das ist Porsche, Feuerbach klingt nach Bosch, Daimler ist ein Synonym für Untertürkheim. Doch hat die Stadt, die vor industrieller Kraft kaum laufen kann, auch eine Seele?

Zurück in den Zug: Stuttgart ist noch lange nicht in Sicht, ehe kurz hinter Esslingen mit Reben bestockte Hänge fast bis zum Greifen nahe an die Trasse heranrücken – und nicht mehr weichen wollen. Obertürkheim, Untertürkheim, Cannstadt: Dem Lauf des Neckars folgend, begleiten die nach Südwest abfallenden Rebflächen den Reisenden so lange, bis der Zug sich in die Kurve legt und Kurs auf den Torso nimmt, der einst der Stuttgarter Hauptbahnhof war. Auch die Reisenden, die sich der Stadt von Westen und Norden her nähern, dürfen ihren Augen trauen, wenn sie am östlichen Horizont einen satgrünen Saum erkennen. Tatsächlich sind auch das Weinberge. Und die Reben, die sich in Sichtweite des Hauptbahnhofs die Hänge des Kriegsbergs hinaufziehen, sind gleichfalls keine Fata Morgana.

Dabei will sich für Außenstehende kaum etwas so wenig auf Stuttgart reimen wie Weinstadt. Einen Ort dieses Namens gibt es wirklich, doch er liegt im Remstal, 15 Kilometer östlich der Landeshauptstadt. Im Zentrum von Stuttgart hingegen verströmt nichts, aber auch gar nichts den Charme einer Stadt, die, wenn nicht vom, so doch mit für den Wein lebt. Ob rechts und links der belebten Königstraße oder rings um den weitläufigen Schlossplatz: nichts da mit gediegenen Weinstuben oder hippen Pop-up-Weinbars. Statt des Blassrosa von Trollinger und Lemberger sieht man viel öfter hellkupfernen den Aperol Spritz im Glas schimmern.

Allein die Statistik spricht eine andere Sprache: Mit 430 Hektar Rebfläche ist Stuttgart eine der größten Weinbaugemeinden in Deutschland. Und mehr als das: Auf dem Papier spielt die württembergische Landeshauptstadt sogar

unter den Weinmetropolen dieser Welt in einer eigenen Liga, nämlich auf Augenhöhe mit Wien und Kapstadt, den beiden anderen großen Weinhauptstädten. Doch die schiere Fläche ist nicht das Einzige, was Stuttgart einen festen Platz im Weinolymp einnehmen lässt. Es ist die Qualität der Weine, die rings um die Stadt wachsen. Mögen die Wiener Winzer mittlerweile mit ihrem Gemischten Satz Furor machen, so ist Stuttgart wegen seiner Rieslinge und aller Spielarten des Burgunders, dazu wegen des in Württemberg Lemberger genannten Blaufränkisch und – seit Neuestem – wegen der Winzersekte vom Feinsten jede Weinreise wert.

Doch wo finden, wenn nicht suchen? Die erste Spur führt gleich wieder über die Stadtgrenze Stuttgarts hinaus, nach Fellbach im Remstal. Dort sind Gert Aldinger und Rainer Schnaitmann zu Hause, die beiden Winzer, die sich vor einigen Jahren der Reben in unmittelbarer Nähe des Hauptbahnhofs angenommen haben. Nötig haben sie das nicht. Die Grand Crus, die sie an den Hängen des zu Fellbach gehörenden Kappelberges und des Stuttgarter Rotenbergs erzeugen, haben Gerd Aldinger und seinen beiden Söhnen Matthias und Hansjörg sowie dem Weingut Schnaitmann längst die Anerkennung eingetragen, die ihnen gebührt. Zu Kopf gestiegen ist den bodenständigen Schwaben der Ruhm nicht. Sie sind sich nicht zu schade, das Gelände hinter der mittlerweile abgerissenen Hauptverwaltung des Baukonzerns Züblin, der Industrie- und Handelskammer und der Landesbausparkasse als grüne Oase mitten im Zentrum Stuttgarts zu erhalten. So etwas gibt es nämlich nicht einmal in Wien oder Wiesbaden und erst recht nicht in Mainz, obwohl sich die rheinland-pfälzische Landeshauptstadt mit dem Titel „Great Wine Capital“ schmückt.

Doch ist es vielleicht nicht gut so, wenn Weinseligkeit die Sinne nicht am falschen Platz und zur falschen Zeit trüben kann? Mochten die Weine, die am Kriegsberg wachsen, vor dem Eingreifen der beiden Fellbacher Winzer nicht für Qualität bekannt gewesen sein, so haben sie dennoch Geschichte geschrieben. Bis heute erzählt man sich, dass in dem schmucken Weinbergshäuschen, das über die Rebzeilen der IHK wacht, einst das Projekt Stuttgart 21 eronnen wurde – möglicherweise nach einer nicht unerheblichen Zahl von Vierteren. Einige Kilometer Luftlinie entfernt, auf der anderen Seite des Neckars, liegt ein anderes innerstädtisches Weinbiotop



Großstadt mit großartigen Weinlagen: Blick auf Stuttgart vom Kappelberg und Rotenberg aus.

Foto Mauritius

voller Geschichte. Zwischen einem Recyclinghof und einem Müllheizkraftwerk stehen 14 kolossale Säulen aus Cannstadter Travertin, die Hitlers Generalbauinspektor Albert Speer am Berliner Adolf-Hitler-Platz als Stützen für ein Mussolini-Denkmal aufstellen wollte. Bestellt, aber nie abgeholt, sind sie ein monumentales Entree zu der Cannstadter Halde. Bleibt es bei den Planungen des Weinguts der Stadt Stuttgart, werden die derzeit brachliegenden Parzellen bald neu mit Reben



bepflanzt und mit Photovoltaikanlagen von den Extremen der Witterung geschützt.

Extrem sind immer schon die Kontraste innerhalb der Stadt gewesen. Keine vier Kilometer Luftlinie trennen das futuristische Mercedes-Benz-Museum und die endlos grauen Werkshallen des Automobilherstellers in Untertürkheim vom Fachwerkhaus der Alten Kelter im Zentrum des von Weinbergen umrahmten Dorfes Uhlbach. Die Kelter beherbergt nicht nur das Weinbaumuseum der Stadt Stuttgart, sondern auch eine Vinothek. Und die Spitzenbetriebe der Stadt sind sich nicht zu schade, ihre Weine dort auszuschenken. Die aber hören nicht auf den Namen Zuckerle oder Pragsattel. Auf den Etiketten steht stattdessen Gips oder Herzogenberg.

Womit wir wieder von Uhlbach aus über den Rotenberg mit der berühmten Grabkapelle und einem herrlichen Blick auf Lagen wie den Fellbacher Lämmel zurück im Neckartal wären – inmitten einer äußerlich unscheinbaren Rebfläche, die aber so groß ist, dass sich eine Rebzeile von der Gemarkung Cannstadt über Untertürkheim bis nach Fellbach erstreckt. Auf den Flächen eines ehemaligen Kalksteinbruchs stehen Burgunder und Rieslingreben, deren Früch-

te sich in den Kellern der Aldinger, aber auch des Untertürkheimer Winzers Hans-Peter Wöhrwag Jahr für Jahr in Weine von Weltruf verwandeln.

Nicht dass diese Weine verlässlich auf Weinkarten von Weinbars oder Sternrestaurants auftauchen, die sich viel auf ihre Kennerschaft zugutehalten. Dafür sind die Vorurteile gegenüber württembergischem Wein noch immer zu groß. Aber auch die Stuttgarter tun seit jeher das Ihre dazu, dass ihre Weine anderen nicht zu sehr zu Kopf steigen: Sie trinken sie einfach selbst. Das war zu den Hochzeiten der Viertele-Schlotzerei nicht anders als heute, da sich an einem beliebigen Spätnachmittag unter der Woche im Innenhof des Weingutes Wöhrwag Genießer ohne Zahl einfinden. Mögen auch so viele Auswärtige Stuttgart mit Daimler, Bosch oder Porsche verbinden, so sehr verbinden die Leute vom Daimler, vom Bosch oder von Porsche ihre Stadt mit Weinen, die es qualitativ mit dem Besten aufnehmen können, was ihre Werkshallen verlässt.

Mehr noch: Manche Weine stellen mittlerweile selbst die besten Hervorbringungen schwäbischer Tüftler in den Schatteln. So trägt den stolzen Namen Uhlbacher Götzenberg ein Wein, der nach Art eines klassischen fruchtsüßen

Fortsetzung von Seite 1

## Schatztruhe Madagaskar

schaft immer noch. Die Reisbauern buckeln knietief in ihren Feldern oder stehen bis zur Hüfte im Wasser, in den Händen Sensen und Sichel oder die Zügel des Jochs, mit dem die Ochsen den Pflug stoisch ziehen. Die Fischer auf den Seen sehen auf ihren Brettern mit den langen Stöcken nur aus wie Stand-up-Paddler und sind in Wahrheit auf der Jagd nach Tilapia und Flusskrebsen. Und in den Bergflanken sehen wir ganze Dorfgemeinschaften Steine zu neuen Wällen für die Reisterrassen aufschichten, ein Bild wie gemalt von einem tropischen Pieter Bruegel.

Zwei Stunden östlich von Antananarivo öffnet uns Madagaskars Wildnis zum ersten Mal Tür und Tor. Der französische Naturforscher André Peyriéras hat in den Flanken steiler Berge ein Naturschutzgebiet mit der typischen Fauna der Insel geschaffen, das uns eine Biologielehrstunde im Schnelldurchgang gibt. Wir kommen in Gehegen und begehbaren Käfigen 50 Chamäleons ganz nahe, allen Arten, die es in Madagaskar gibt, von zwei bis 90 Zentimeter Länge. Mit ihren Panzerplatten am Kopf sehen sie aus wie Miniatur-Dinosaurier, mit ihren Glupschaugen, die sie unabhängig voneinander rotieren lassen, haben sie die Umgebung wie auf dem Radar im Blick. Und mit ihrer Fähigkeit, vor unseren Augen blitzschnell die Farbe zu wechseln, um sich vor Greifvögeln, Würgeschlangen und Wildkatzen zu schützen, werden sie zu den verblüffendsten Zauberern der Natur. Wir erkennen Geckos kaum, die fast noch bessere Camouflage-Künstler sind als die Chamäleons, wir staunen über daumenkleine Frösche, die so orange leuchten wie Warnwesten, über Baumschlangen, die auch ein gewundener Ast sein könnten, über Lemuren, die den Naturführern mit erstaunlicher Zutraulichkeit und doch größter Scheu die Bananen aus der Hand picken. Und wir beginnen zu ahnen, warum Madagaskar nicht unbedingt Pau-

schalurlauber, aber Naturliebhaber in helle Freude versetzt.

Es ist, der Wahrheit die Ehre, ein ebenso inspirierendes wie schwieriges Reise-land, und man sollte sich unbedingt den Langmut der Madegassen zu eigen machen, wenn man auf der Nationalstraße 2 mit ihren kratergroßen Löchern vorankriecht, eingezwängt zwischen gebrauchten Vierzig-Tonnen-Lastwagen mit den deutschen, niederländischen, polnischen Schriftzügen ihrer Vorbesitzer, die auf der einzigen Verbindung zwischen der Hauptstadt und der wichtigsten Hafenstadt Toamasina sämtliche Import- und Exportgüter transportieren. Dazwischen behaupten sich tapfer rachitische Klapperkisten, die uns ganz wehmütig werden lassen, Citroëns 2CV, Renaults R4, Peugeotts 404. Dann sezieren wir wieder stoisch, weil es keinen einzigen Kilometer Autobahn auf der Insel gibt und wir einen einzigen Bauarbeiter auf der gesamten Fahrt sehen, ein dürres Männchen mit Schaufel und Warnweste, das Sand in ein Schlagloch füllt, ein absurdes Bild der Vergeblichkeit – 50.000 seiner Kollegen bräuchte man sofort, um die Nationalstraße 2 einigermaßen in Schuss zu bringen.

Doch die Madegassen lassen sich von diesen Malaisen wundersamerweise nicht aus der Ruhe bringen. Es wird kaum gehuppt, wenig gestikuliert, nie geschrien, was eher einem grundtiefen Fatalismus als einer glücklichen Gelassenheit geschuldet sein dürfte. Die Menschen in den Dörfern, deren Hauptstraßen sich an Markttagen in bunte Wimmelbilder verwandeln, ertragen klaglos den durchdonnernden Schwerlastverkehr und finden auch noch Zeit, uns freundlich zuzuwinken. Die Kinder halten zwar im ersten Moment die Hand auf, rufen uns aber im nächsten ein fröhliches „Bonjour“ zu, denn ihr Betteln ist mehr ein scheuer Versuch als ein aggressives Bedrängen. Und der Respekt der Menschen untereinander, trotz aller Ar-

mut, zeugt von einer Größe, der wiederum wir höchsten Respekt zollen.

So fahren wir im Schnecken tempo immer weiter nach Osten, durch die Endlosigkeit einer Landschaft, die keine Grenze zu kennen scheint, durch Felder und Wälder voller Eukalyptus und dem wundervollen „Arbre du voyageur“, dem Baum des Reisenden, der seine Wedel wie ein Pfauenrad aufschlägt und ein Freund jedes rastlosen ist, weil wir mit einem Stamm immer frisches Trinkwasser garantiert. Und erst viel später, Tage nach unserer Rückkehr, werden wir feststellen, dass ganz Madagaskar ein Freund des Reisenden ist, weil wir mit einer unerklärlichen, unbegreiflichen Gelassenheit aus diesem komplizierten Land zurückgekehrt sind, mit einer Ruhe und Demut, die man nur dort bekommt, wo alles ganz anders ist als zu Hause.

Auf halber Strecke zwischen Antananarivo und der Ostküste erreichen wir die Réserve Vaköna, in der uns die gefährlichste Fauna Madagaskars auf dem Präsentiertel-

ler erwartet, weil wir ihr in freier Wildbahn lieber nicht begegnen sollten: Vier Dutzend Nilkrokodile, furchteinflößende Sechsmeter-Kolosse, dösen rund um einen See, den wir auf einem erhöhten Pfad voller rutschigem Wurzelwerk umrunden, gesichert nur von einem wackligen Holzgeländer. Die meiste Zeit über liegen die Krokodile reglos da wie animalische Skulpturen, um sich dann plötzlich sekundenschnell in Bewegung zu setzen und mit ihren gewaltigen Leibern über den Steinstrand zu rutschen, ein schreckliches, markdurchdringendes Geräusch. Und schlagartig wird uns klar, dass ein falscher Schritt, ein Ausrutschen und Abrutschen unser Leben in wenigen Sekunden beenden würde.

Im benachbarten Andasibe-Mantadia-Nationalpark, an dessen Eingang wir in der ausgezeichneten, erstaunlich eleganten Mantadia Lodge untergebracht werden, droht uns hingegen keine Gefahr für Leib und Leben. Zu kalt für Krokodile sind die Gebirgsbäche und die Wasserfälle, die das Schutzgebiet idyllisch durch-

ziehen, zu schwer zu jagen die Lemuren, die wie Gummibälle zwischen den Bäumen hin und her hüpfen und ein intensives Familienleben pflegen, weil ihre Gemeinschaften Matriarchate sind. Selbst wir als Laien erkennen auch ohne den Fingerzeig unseres Guides Hunderte von Affchen, Dutzende von Chamäleons und sogar eine Schlange, die uns den Weg auf dem Wanderpfad versperrt – bis der Naturführer sie am hinteren Ende kitzelt und sie sich schnell aus dem Staub macht. Er allein weiß allerdings um die Heilwirkung der Pflanzen im Dschungel, der für die Einheimischen noch immer eine Apotheke und für uns ein Buch mit sieben Siegeln ist, zeigt uns das Hirten-Schwarzmondgewächs, das gut gegen Bauchschmerzen wirkt und zur Not auch als Klopapier taugt, den Nestfarn, der bei allen Arten von Krebs helfen soll, und noch viele andere Wundermittel, die die Prostata stärken oder Diabetes mildern.

Es ist eine Natur, die uns in ihrer Beständigkeit und Ewiggültigkeit etwas un-

geheuer Beruhigendes gibt. Die umgestürzten Baumriesen verröten in Dekaden und werden dabei zur Quelle neuen Lebens. Rosenholz, Ebenholz und Palisander wachsen nur wenige Millimeter pro Jahr und sind nach 100 Jahren kaum armdick. Und der Ficus, der grausamste aller Schmarotzer, lässt sich ein ganzes Menschenleben Zeit, um seinen Wirtsbau zu erwürgen. Wir zählen die Zeit in Stunden und Minuten, der Dschungel in Jahrzehnten und Jahrhunderten, und das in diesem Augenblick vor unseren Augen. Gibt es einen besseren Ort, um demütig und ehrfürchtig zu werden?

Dann aber stoßen wir mitten im Dschungel auf etwas Seltsames, das wir uns nicht erklären können und das überhaupt nicht in unser Naturbild passt: einen Baum, der mit roten und weißen Tüchern geschmückt ist, zu seinen Füßen ein steinerner Altar, auf dem Reis und Bohnen liegen. Das sei der Heilige Baum von Andasibe-Mantadia, sagt unser Guide, eine unbekannte, nicht zu identifizierende Spezies, die jedes Jahr eine andere Art von Blättern trage und Wunder wirke, wenn man den Göttern Opfer darbringe – wovon die animistische Hälfte der madegassischen Bevölkerung fest überzeugt ist. Nicht immer sind es so friedliche wie gerade, manchmal müssen auch Hühner, Enten und Zebus ihr Leben lassen, wovon getrocknetes Blut am Altar zeugt. Wir lernen, dass Frauen mit Kinderwunsch hier Beistand erbeten, Studenten mit Prüfungsangst und Politiker mit Machtverlustbefürchtungen vor den Wahlen. Und für jene, die aus Versehen oder mit Absicht einen Aye-Aye getötet haben, ist der Heilige Baum die letzte Rettung. Denn dann, so sagt es der Glaube des Volkes, muss man selbst binnen eines Jahres sterben, es sei denn, die Götter stimmen die Schattengeister der Toten gnädig.

Informationen: Der Kölner Reiseveranstalter SKR bietet eine fünfzehntägige Rundreise mit den Höhepunkten Madagaskars an. Die Preise beginnen bei 3999 Euro, die Zahl der Teilnehmer liegt zwischen vier und zwölf. Weitere Informationen telefonisch unter 0221/93 37 20 und online unter www.skr.de.



Eine schmale Landzunge trennt Süß- und Salzwasser an der Ostküste Madagaskars, die der Lebensraum des Diademfalkas ist, vielleicht der schönsten aller Lemuren-Arten.

Fotos Naftali Hilger/Lauf, Mauritius

